

Ergänzendes und Weiterführendes zu Kaskes Bibliographie, besonders zur Theorie der Allegorese, lassen sich den *Frühmittelalterlichen Studien* 2–19 (1968–1985) entnehmen, in denen jährlich über die Forschungsergebnisse der Mitglieder berichtet wurde. Zu Zahlen und Farben als Sinnträgern sei hingewiesen auf Publikationen aus dem Sonderforschungsbereich, die vom Erscheinungsdatum nicht mehr erfaßt werden konnten; H. Meyer / R. Suntrup, *Lexikon der mittelalterlichen Zahlenbedeutungen*. (Münstersche Mittelalter-Schriften 56) München 1987; im Vorgriff auf das vor dem Abschluß stehende Farbenlexikon: Chr. Meier / R. Suntrup, „Zum Lexikon der Farbenbedeutungen im Mittelalter. Einführung zu Gegenstand und Methoden sowie Probeartikel aus dem Farbenbereich ‚Rot‘“. In: *Frühmittelalterliche Studien* 21 (1987), S. 390–478. Nicht erfaßt wurde die Allegorieforschung im deutschen Sprachraum, die gut dokumentiert wird in der Arbeitsbibliographie in dem Sammelband: W. Haug (Hg.), *Formen und Funktionen der Allegorie*. Symposium Wolfenbüttel 1978. (Germanistische Symposien der DFG 3) Stuttgart 1979, S. 739–775.

Germanistisches Institut der Universität
Johannisstraße 1–4
D-W 4400 Münster

Hans-Jörg Spitz

Peter Czerwinski, *Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen von Reflexivität im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung*. Campus, Frankfurt/M. – New York 1989. 500 S., DM 76,-.

Anzuzeigen und zu besprechen ist ein Buch, das sich den meistdiskutierten Gegenständen der germanistischen Mediävistik zuwendet, umfassende Deutungen des *Willehalm*, *Parzival*, *Tristan* und des *Erec* versucht und dies in einem Gestus tut, der gleichsam die interpretierende Rede noch einmal und grundsätzlich von vorne beginnen lassen möchte, nämlich unter neuen Prämissen, und folglich in ausdrücklicher Absetzung zur vorhandenen Forschung nach Struktur und Sinn der behandelten Texte fragt. Das Mißtrauen, das angesichts eines solchen Unterfangens sich einstellen kann, ist aber unbegründet; der Verfasser kann ein auf höchstem Niveau vorgebrachtes Konzept durchführen, es in breit angelegter und offen geführter Diskussion der Forschung sichern und damit ein Problemfeld eröffnen, das in der Tat überraschende und neue Perspektiven bietet.

Den Theorierahmen für seine Argumentation findet Czerwinski in dem Theorem, zwischen den beiden Polen der archaischen Gesellschaftsorganisationen auf der einen Seite und der bürgerlichen mit ihrer vollentwickelten Subjektivität auf der anderen Seite ein Übergangsfeld zu postulieren, in dem die archaische Unmittelbarkeit des Sinnlichen mit ersten zögernden Reflexivstrukturen bürgerlichen Bewußtseins sich verschränkt und instabile, aggregative Formationen hervorbringt. Zwischen einem Nichtmehr des Archaischen und einem Nochnicht des Bürgerlichen bilden sich Proto-Formen von Subjektivität und Reflexion aus, die einer doppelten Bewegung unterliegen: kaum, daß die werdende Reflexion aus der totalen Präsenz der Körper heraustritt, bedarf sie wieder einer Reinkorporierung, muß sie zur Sichtbarkeit zurückfinden. Reflexion bedarf daher bestimmter Orte, zum Beispiel der Klausen Trevrizents oder der Minnegrotte, bedarf besonderer Körperhaltungen, findet sich in der Vielzahl der mittelalterlichen Inkorporationen wie zum Beispiel der Frau Welt, der Tugenden und Laster wieder. Der Titel der Arbeit erklärt sich aus

dieser schon durch Reflexion unterwanderten und doppelbödigen Logik der sinnlichen Präsenz: gemeint ist der sinnliche Glanz, der den Körpern gerade in dieser durch Reflexion gesteigerten Gegenwärtigkeit zukommt, bevor die Reflexion die Überhand gewinnt und das Sinnlich-Gegenwärtige in ihren Strudel hinabreißt. Ganz im Sinne Hegels ist daher dieser Glanz schon der der beginnenden Aufhebung, ist die gesteigerte Schönheit, die schon um ihren Untergang weiß.

Die Argumentation Czerwinskis bewegt sich nun in einer durch Lacan und Derrida geprägten Hegellektüre um die nähere Bestimmung dieser noch frei gegeneinander changierenden Momente der Reflexion und der Unmittelbarkeit des Körperlichen, versucht in diesem schwer faßbaren Übergangsfeld, die aggregative Logik des Ineinanderübergehens und Einandergegenüberstehens jener Momente zu bestimmen, um daraus eine „historisch mögliche“ Einsicht in das „Handeln und Denken der Figuren“ (S. 12) zu erlangen. So werden denn die in Frage stehenden Texte gelesen, als gälte es, sie quasi ethnologisch zu rekonstruieren, das Geschehen als ein mögliches reales zu betrachten.

Die Probleme der Forschung, im Wolframschen *Willehalm* das unhöfische Verhalten des Helden zu motivieren, was zu Thesen wie der von der Leidenschafteskese geführt hat, werden von Czerwinski als bürgerliche Projektionen zurückgewiesen. Willehalm, wenn er vom Kriegsschauplatz zum befriedeten Königshof geht, um Hilfe für sein Heer zu bekommen, ist vielmehr offensichtlich unfähig, angesichts dieses Situationswechsels sein Handlungsziel aufrechtzuerhalten. Gyburg, seine auf der belagerten Burg verbleibende Frau fürchtet, ihr Mann könne in der gewaltfreien Sphäre des Hofes durch dessen sinnliche Präsenz aus den Augen verlieren, daß er sich im Krieg befinde. Die Logik des Herzenstausches in der Abschiedsszene ist daher – nach Czerwinski – wörtlich zu nehmen: Willehalm muß ein Stück des Krieges in seinem Herzen mitnehmen, muß die Abstraktion – nämlich von einer Situation zur anderen wechselnd gleichwohl ein identisches Handlungsziel aufrecht zu erhalten – sofort wieder in Körperlichkeit zurückübersetzen, sie gewissermaßen in seinen Körper einschreiben. Diese präsymbolische, vorabstraktive Form, durch den Körper den Zustand des Krieges zu bezeugen, ist für den Heroen die einzige Möglichkeit, Erinnerung, Reflexion und Abstraktion in situationsübergreifende Permanenz zu übersetzen (S. 22f.). Der naturförmige Halt, den Willehalm in dieser Inkorporation findet, bringt denn auch die Reihe der unhöfischen Handlungen notwendig hervor (S. 26ff.). Die Vermittlung zwischen Willehalm und dem König, die am Königshof schließlich durch die Schönheit Alyzes möglich wird, findet sich auch hier wieder über den „realen Glanz der Abstraktion“ (S. 40) realisiert, über die in Form von Schönheit erfolgte „Mediatisierung von Sinnlichkeit“ (S. 40). Was der Forschung bislang nicht recht gelingen wollte: die Integration aller Details von Willehalms Hofszene mit ihren abrupten Umschlägen von höfischer Vermitteltheit in Zorn und Gewalt in eine kohärente Lektürestrategie, vermag Czerwinski bruchlos und nahe am Text durchzuführen, weil gerade durch seine These der Aggregation und der „Reabstraktion“ (Reinkorporierung von Abstraktions- und Reflexionsmomenten) jeder dieser Brüche ihm nicht zur Schwierigkeit gerät, sondern zum Argument für seine Lesart. Zugleich kann er damit weitreichende Schlussfolgerungen über vorbürgerliche Identitätsstrukturen verbinden und auf diese Weise überhaupt

das Bewußtsein von der Andersartigkeit solcher Denk- und Handlungsmuster einer möglichen historischen Konkretion zuführen.

Wolframs *Parzival* wird unter der Generalthese verhandelt, das epische Subjekt sei nicht etwa eine Person, zum Beispiel Parzival, sondern vielmehr die Sippe, die – wieder der Logik der Realabstraktion folgend – als ein Körper vorgestellt wird, an dem alle Sippenmitglieder so partizipieren, daß eine Schwächung eines Mitgliedes zugleich eine Schwächung unmittelbar der dynastischen Identität sei. Alles was in der Sippe geschieht, geschieht daher zugleich auf den Feldern der Körper, des Kampfes, der Gewalt einerseits und der Reflexion, der Erzählung, des höfischen Verhaltens andererseits. Parzivals Unfähigkeit, primäres gewalttätiges Handeln und sekundäre Erzählung der genealogischen Zusammenhänge als Aggregation von Wildnis und Hof zusammenzubringen, wird von Czerwinski als das zentrale Paradox des Wolframschen Versuchs bestimmt. Denn dynastische Identität wird zunächst durch Handlung als gewaltvollem Verstoß gegen den metaphysisch-genealogischen Identitätsraum vernichtet, aber dann im archaischen Kampf des Ritters wiedererlangt, so daß avancierte, gewaltfreie Sozialität und kämpfender Heroe zwar im Widerspruch stehen, aber sich doch nur als durcheinander vermittelt konstituieren können. Der Kampf mit dem Verwandten wäre, in der Sprache dieser Körper-Logik gelesen, eine Auseinandersetzung des reflexiven Körpers der Dynastie mit sich selbst (S. 149), wäre im Spannungsfeld von Kampfverpflichtung und Sippenbindung zugleich identitätsbildend wie -zerstörend, wäre eben die Reflexion des problematischen Verhältnisses von höfischer Gewaltfreiheit und ritterlicher Archaische, die von Wolfram als eigentlicher Kern des *Parzival* verhandelt wird. Czerwinskis komplizierte, aber immer in sinnlicher Evidenz am Text bleibende Interpretation findet ihr Zentrum in dem Versuch, die Logik genealogischer Wahrnehmung, also die der Aggregation von abstrakter Genealogie und realem dynastischem Körper, so auf den *Parzival* anzuwenden, daß daraus eine engmaschige Deutung des gesamten Textes resultiert.

Jene *list*, die in Gottfrieds *Tristan* ein beginnendes „reflexives Verhältnis zur Offensichtlichkeit“ (S. 186), eine „Kultur des Geheimen“ (S. 181) etabliert, wird von Czerwinski gleichwohl gegen den bürgerlichen, „systematisch-generativen Diskurs von *innen und außen*“ (S. 184) abgegrenzt und der der höfischen Welt zugehörigen „parataktisch-aggregativen Logik von *vorne und hinten*“ (S. 184) zugeordnet. Es geht hier, so sehr auch an Psychologie gedacht werden mag, doch eher um Physiognomie, also noch immer um eine Beobachtung der Körpersignale, nicht um den bürgerlichen Versuch, ihre generierenden Episteme zu bestimmen. Das Mienenspiel der Verliebten, ihre Kunst der Intrige folgen immer noch einer Logik, die der Sichtbarkeit, der Offenbarkeit gehorcht. Unter dieser Prämisse geht der Verfasser die Hauptpunkte der Tristanforschung an, nämlich den Minnebegriff, den Minnetrank und die Minnegrotte. Den Begriff der *minne*, um nur dies hier zu skizzieren, bestimmt er aus der Dialektik, daß die *minne* zwar einerseits alte affektive Fehdegewalten wie *leit*, *not*, *haz* etc. eindämmt und entschärft, daß sie dies aber nur um den Preis selbst wieder als Gewalt erfahrener Formalisierung der Affekte erreichen kann. Gottfrieds Oxy-mora, als Denkform der Aggregation, entspringen aus „jener Dialektik höfischer Vermittlung, in der affektive Gewalt durch Gewalt gegen Affekte aufgehoben werden soll“ (S. 261).

Schließlich steht Hartmanns *Erec*, der in der Forschung gewissermaßen als einfacher und gattungsbildender Anfang der deutschen Artusliteratur gilt, zur Diskussion. Czerwinski zeigt auf, wie vermittelt, wie kompliziert dort schon alles ist. Erecs Beherrschung, als er, selbst unbewaffnet, den Peitschenschlag des Zwergen erträgt, ohne sofort zu kämpfen, wird als „Schnitt (Lacan) im Strom der ganzen, begriffslosen Wirklichkeit“ (S. 359) gedeutet, als Beginn der „Psycho-Topologie von Signifikat und Signifikant“ (S. 361), als Reflexion der Ehre, die nun zu vereinen hat, was vorher bewußtlose Einheit und direkter affektiver Gewaltausbruch angesichts solcher Schädigung war. Der Sinn des Ausritts Erecs und Enites vom Artushof wird darin zu bestimmen versucht, daß „Erec die Ehre, die dem außerordentlichen Adel Enites, ihrer Schönheit gebührte, nicht mit dem Anspruch seines Hofes auf eine ausgleichende Ehrung aller zu vermitteln mußte“ (S. 442). Die einzelnen Etappen der Aventiurerie werden hinsichtlich der Restitution dieses Ausgleichs gedeutet. Wieder besteht die Logik der Handlungen in von Reflexion unterlegten Strukturen der wesentlich durch die Logik der Ehre bestimmten Körperhandlungen, die kaum etwas mit Psychologie in unserem Sinne zu tun haben.

Die glückliche, in der Evidenz gelungener Textexegese sich vollziehende Argumentation Czerwinskis, die nicht trotz, sondern aufgrund ihres expliziten Theorieinteresses gelingt, hat für die

Mediävistik in der Tat Grundlagencharakter. Jauss' Begriff der Alterität scheint hier so in der Interpretation der Texte eingelöst zu sein, daß eine konkret und explizit durchgeführte Exegese ein mögliches Konstrukt von der Andersartigkeit mittelalterlicher Wahrnehmungslogik entstehen läßt. Dergleichen hat im übrigen auch eine philologische Seite, die stets um die Neudeutung und Übersetzungsproblematik der zentralen Termini der höfischen Sprache bemüht ist und dabei zu wesentlichen Ergebnissen kommt.

Die Explizitheit der theoretischen Ausrichtung, deren Konzept noch weit über den vorliegenden Band hinausreicht, benennt auch die poetologischen Schlußfolgerungen. Indem Czerwinski die Handlungen der Figuren als „historisch mögliche“ (S. 12) liest und in dieser Lesart Erfolg hat, muß er Begriffe wie Ironie, Metapher und Fiktionalität ablehnen. Während dem Rezensenten durchaus plausibel ist, daß zum Beispiel die Rede vom Herzenstausch in der Abschiedsszene zwischen Willehalm und Gyburg als „Realabstraktion“ wörtlich genommen durchaus einen präziseren Sinn macht als bloß der Hinweis auf das Topisch-Metaphorische dieser Stelle, bleibt doch die Schwierigkeit mit der Zurückweisung der Fiktionalität.¹ Wäre wirklich, was uns nur fiktiv und metaphorisch scheint, in der Geisteshaltung der Aggregation wörtlich zu nehmen, dann bliebe das Problem, daß offensichtlich jenes auktoriale Bewußtsein, welches in den höfischen Romanen die Komposition ganzer Erzählprogramme überschauen kann, schon längst auf einer Stufe steht, die über Realabstraktionen der Art, wie Willehalm sie in seinem Verhalten vollzieht, hinaus ist. Czerwinski könnte nicht begründen, warum die Gattungsreihe der Artusromane eine solch erstaunliche Konstanz der narrativen Strukturen aufweist, er könnte nicht einmal begründen, warum ein Text für sich genommen doch schon ein so hohes Maß an Kohärenz hat und nicht vielmehr noch weitaus zerstückelter und voll von Detailwidersprüchen ist, wenn er darauf besteht, daß nicht allein die Handlungen der Figuren, sondern überhaupt die ganze Textwelt einschließlich ihres auktorialen Bewußtseins noch der Logik der Realabstraktion untersteht, also Erzählpläne dann noch gar nicht entwerfen könnte. Für das *Nibelungenlied*, das Czerwinski oft vergleichend heranzieht, wäre dem Rezensenten die These vom Problematischwerden des Fiktionalitätsbegriffes immerhin erwägenswert, da hier auch die Erzählkohärenz situationsbedingte Brüche im Sinne der *oral poetry* aufweist, so daß der Gedanke an ein Erzählen, das sich noch nicht als solches in klarer Absetzung zur Realität entdeckt hat, vielleicht eher durchführbar wäre. In bezug auf den höfischen Roman scheinen aber die Argumente Haugs² stärker als die Czerwinskis, dessen Haugkritik ebenso wie die Nivellierung des Unterschiedes von *Chanson de geste* und höfischem Roman hinsichtlich ihrer Fiktionalität (S. 285ff.) auch nicht ganz überzeugen

¹ Damit geht einher, daß die Texte durchgängig als Epen, nicht als Romane bezeichnet werden, daß eine Kategorie wie die der fingierten Mündlichkeit abgelehnt wird: „die kostbaren Codices sind nichts weiter als eine Verlängerung mündlicher Traditionsprinzipien“ (S. 288).

² Vgl. Walter Haug, *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*. Darmstadt 1985. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die instruktiven, methodologisch wie philologisch auch für die Mediävistik interessanten Überlegungen Uvo Hölschers, der in seinem Buch über die *Odyssee* sogar für dieses immer als Epos geltende Werk den Titel „Roman“ und explizit auch den Fiktionalitätsbegriff vorschlägt: Uvo Hölscher, *Die Odyssee. Epos zwischen Märchen und Roman*. München 1988 (bes. Kapitel XV).

kann. So mag es denn auch kein Zufall sein, daß dem Rezensenten gerade die *Willehalm*-Analyse am gelungensten scheint, eben weil dieser Text in der Gattungstradition der Chanson de geste stehend sich vom Methodenapparat des Verfassers her besser angehen läßt als die höfischen Romane.

Solche Kritik soll freilich nicht als Widerlegungsversuch verstanden werden, der angesichts des Niveaus von Czerwinskis Buch in diesem Sinne auch gar nicht möglich wäre. Der Theorierahmen einer ethnologischen und geschichtsphilosophischen Lektüre mag gerade auch in der Evidenz des hier dokumentierten Gelingens zu diesen poetologischen Schlußfolgerungen verleiten, obwohl er dazu nicht die ausreichenden Theoreme bereitstellt. Auf jeden Fall wird man aber, sobald künftig von Fiktionalität die Rede ist, nicht um Czerwinski herumkommen. Und hinsichtlich des konkreten Verständnisses der Texte selbst bietet das hier besprochene Buch eine interessante, von Seite zu Seite in ihrer Detailliertheit fundierte Exegese. Hegelkennern schließlich sei es empfohlen, da die enge Verzahnung von Hegelzitat und Textauslegungen auch die Seite hat, systematisch die betreffenden Passagen aus der Ästhetik mit einer den Hegelschen Diskurs verifizierenden sinnlichen Evidenz auszustatten. Ein vielschichtiges, gewinnbringendes Buch ist also anzuzeigen, eines, das problematisches Material im besten Sinne dort noch bietet, wo dem Rezensenten sich leise Zweifel anmelden, eines aber vor allem, das auch gerade angesichts einer schon sehr weit ausdiskutierten Forschungsfrage den frischen Wind neuer Fragestellungen spüren läßt.

Germanistisches Seminar
der Universität Bonn
Am Hof 1 d
D-W 5300 Bonn 1

Ralf Simon

Werner Schröder, *Arabel'-Studien*. Bd. I: *Prolegomena zu einer neuen Ausgabe Ulrichs von dem Türlin*. Bd. II: *Von der Ankunft Willehalm's in Todjerne bis zu Tybalts Abschied von Arabel*. Bd. III: *Arabel und Willehalm auf west-östlichem Divan*. Bd. IV: *Vom Beginn der Erzählung bis zu Willehalm's Gefangennahme*. Bd. V: *Die Flucht*. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1982, 6 / 1983, 4 / 1984, 9 / 1988, 6 / 1988, 7) Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz 1982, 1983, 1984, 1988, 1988. 144, 228, 227, 196, 260 S., DM 64,-, 72,-, 72,-, 72,-, 96,-.

Dies ist auch in der editionseifrigen Altgermanistik ein Ereignis: die grundlegende und alle bisher an ihn gewandte textgeschichtliche und editorische Arbeit auf einen Schlag makulierende Neuauflage eines veritablen höfischen Romans durch einen Meister klassischer – klassizistischer – Textkritik; eines Romans zudem von beträchtlicher Resonanz im Mittelalter und von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts. Schon durch den neuen Werktitel signalisiert diese Edition ihren innovatorischen Anspruch. *Arabel* soll nach Werner Schröders Willen Ulrichs von dem Türlin Vorgeschichte zu Wolframs *Willehalm* nun heißen. Das ist sehr praktikabel und darum auch dann akzeptabel, wenn jene Grundthese über den Text auf Kritik stößt, welche in dieser Umbenennung verborgen ist. Sie folgt näm-